

(Nachdruck verboten.)

16]

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel

Er hatte bei den letzten Worten tief aufgeatmet und Marie voll und fest angeschaut.

„Ach, Gottlieb, wie kann's denn sein?“ rief sie mit traurigem Kopfschütteln. Er aber fuhr fort:

„Mann und Frau sind ein Leib und eine Seele. Des Pfarrers Wort tut nichts dazu. Die Lieb' steckt nicht in seinem Segensspruch. Wir können auch ohne ihn mitsammen leben.“

„Das denkst?“ sagte Marie erschrocken, und ihr ganzes Gesicht übergoß eine glühende Röte.

„Ja,“ antwortete er fest, „wenn Du mich liebst. Du sollst nicht elend werden.“

„Ach, das ist ja nicht möglich — nicht möglich, Gottlieb!“ bebt sie, die Hände ringend.

„Ich hab's auch zuerst gemeint, daß es nicht möglich,“ sagte er mit Nachdruck: „Aber dies Leben ist elend für uns beide, und wir können noch glücklich sein mitsammen. Was gehen uns die Menschen an und was sie von uns reden oder denken? Sie wollen's ja so, sie treiben uns ja dazu. Ich hab' lang genug ausgehalten und ich laß mich nicht zertreten. Ich will auch mein Glück haben wie sie. Wir haben ja so gut ein Recht darauf wie sie. Wir sind vor Gott Mann und Frau, und was vor Gott gilt, daß muß auch Recht auf Erden sein, sie mögen dagegen schreien, so viel sie wollen. Und laß' sie nur schreien,“ rief er, indem er aufstand und seine kräftige Gestalt hoch und trotzig aufrichtete, „ich will ihnen den Mund schon stopfen. Sag' ja, Marie,“ bat er dann, indem er ihre beiden Hände in die seinigen faßte. „Sag' ja, und es ist alles gut.“

„Ich vermag's nicht zu denken, Gottlieb!“ stammelte sie. „Wie können wir beide noch glücklich sein?“

In diesem Augenblick trat Regine aus der Herrenstube. Es war Zeit, an ein würdiges Abendbrot zu denken, welches dem Gaste nicht nur die beste Meinung von der Kochkunst Reginens, sondern auch von dem Wohlstande des Hauses beibringen sollte. Regine trieb Marie in die Küche und zu dem Gesellen sagte sie, an ihm vorüberrauschend: „Ja, die Marie hat jetzt nicht Zeit.“

Rehring entfernte sich zögernd. Wie viel Nachdenken und Kampf hatte es ihn nicht gekostet, bis der Vorschlag, den er Marie eben gemacht, in ihm zur Reife gediehen war und nun er ihn endlich ausgesprochen, mußte er sich ohne Entscheidung entfernen. Aber zugleich bestärkte ihn Reginens Neußerung in seinem Entschluß. Marie sollte aufhören, nur nach der Pfeife anderer Leute zu tanzen.

Auf dem Herd in der Küche prasselte bald ein helles mächtiges Feuer. Alle Hände und Füße, über welche der blaue Engel gebot, wurden zu Ehren Fried Koberharts in Bewegung gesetzt und Regine selbst blieb nicht müßig. Was man auch mit Recht an derselben auszufehen haben mochte, die Wirtschaft verstand sie.

„Ja, der Koberhart sieht sich wohl nicht weiter im Dorf um,“ sagte sie zuversichtlich, während sie anordnete, dort einen beaufsichtigenden Blick hin warf, hier dem Dienstboten die Arbeit ärgerlich über sein Ungeschick aus der Hand riß und selbst tat, und dazwischen Mehl, Butter, Eier, Gewürz herausgab und dann das weißeste Gedeck aus dem Schrank hervorsuchte. Ihre Kochkunst fand dann auch bei Fried die größte Anerkennung, sowohl durch Worte, als durch die Tat. Petermann lieferte dazu von seinem abgelagerten Felsenkellerbier, von dem Fried fast noch reichlicher als von den Speisen zu sich nahm.

Die Zuversicht Reginens sollte nicht zu schanden werden. Fried war es so wohl in dem blauen Engel, daß er an keinen weiteren Besuch im Dorfe dachte. Auch konnte er unter dem Vorwande, Kühe zu kaufen, nicht abends zu den Leuten gehen.

Als das Abendessen aufgetragen wurde, machte er Miene, aufzubreden. Es war schädlich, sich nötigen zu lassen und er zeigte seine gute Lebensart, indem er sich recht lange nötigen

ließ. Regine verstand, dem Gebrauch zu ihrem Vorteil Rechnung zu tragen. Ihr Wesen war dabei so gewinnend, daß es Fried ganz warm um's Herz wurde, und in sich murmelte er: „Ja, ja, die versteht ihre Sache. Werden die Leute in Bäumlersdorf schauen!“

Er blieb die Nacht im blauen Engel und schlief mit der Ueberzeugung ein, daß er die Rechte gefunden habe. Deshalb fuhr er denn auch am anderen Morgen ohne anzuhalten und mit lustigem Peitschenknallen zum Dorfe hinaus und nach Hause.

„Und wie ist's mit unserem Handel?“ lachte er. „Wenn Ihr mir die Kühe noch eine Weile stehen lassen wollt, so denkt' ich schon, ich komm' und hol' sie. Muß doch jemand dazu mitbringen.“

Er sah dabei fortwährend Regine an, die auf der Schwelle der Haustür stand, und Regine begriff, daß er unter dem Jemand den Brautwerber meinte. Sie warf dem Burschen einen recht süßlichen Blick zu.

„Na, vergeßt nicht den Fried Koberhart von Bäumlersdorf, Jungfer Regine!“ rief er noch und die Gänge zogen an. Regine blieb auf der Türschwelle stehen, bis sie sich vergewissert hatte, daß er nirgends in Rothenburg anhielt.

Dann trat sie mit dem Ausdruck des Triumphs in das Haus zurück. Marie, welche sie verstohlen betrachtete, seufzte. Der Seufzer war lauter als sie beabsichtigte. Regine hörte ihn und ein Blick der Verachtung traf die Arme.

Es geschah nicht das erste Mal, daß sie ein Blick dieser Art aus Reginens wasserblauen Augen streifte. Regine war in letzter Zeit mit solchen Blicken gerade nicht sparsam gewesen. Und solche Blicke waren es, welche die Arme, indem sie ihr das Blut aus den Wangen trieben, mit größerem Entsetzen vor der Zukunft erfüllten, als ihre eigenen schweren Gedanken, die ihr Ruhe und Schlaf raubten.

„Vorgetan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht!“ murmelte Regine hörbar genug zwischen den Zähnen, indem sie vor den Spiegel trat und sich wohlgefällig betrachtete.

Marie preßte die Hand auf ihr beflommenes Herz. Wie lange noch, und sie las dieses Urteil, welches Regine über sie ausgesprochen hatte, in den Blicken und Mienen aller Leute! Es war ein Urteil, welches schon mehr als einmal das Brausen des Gebirgströmes in ihre Verzweiflung verlosend hatte hineintönen lassen. Dieser Blick, diese Worte Reginens waren für Marie von einer größeren Ueberredungskraft, als sie Gottlieb auszuüben vermocht hätte. Sie hatte ihre Einbildungskraft vergebens mit Rettungsplänen gemarkert, und nun war das Neueste, welches jede ver-rinnende Minute unbarmherzig näher rückte, plötzlich aufgeschoben, wenn sie Gottliebs Vorschlag annahm. Es lag eine Ausflucht darin, und wenn es auch nur ein Aufschub war.

Gottlieb wollte es nicht gelten lassen, daß sein Vorschlag nur ein Aufschub sei. Er war überzeugt, daß sie beide noch glücklich werden könnten. Er kam bei seinen Besuchen wiederholt darauf zurück, daß ihr Glück nicht gegen die Gebote Gottes und mithin kein Unrecht sei, und er sprach nicht nur so, um seine Schuld zu sühnen; seine Worte atmeten die alte ungeschwächte Zuneigung und Liebe, und Marie liebte ihn noch. Der Quell ihrer Liebe zu ihm sprudelte allmählich wieder lebhafter unter dem Steine des Elends hervor. Gottliebs Hoffnung weckte die ihrige. Ein heller Schimmer leuchtete wieder in den Augen der Weiden an jenem Abend, als Marie endlich in Gottliebs Vorschlag einwilligte.

Die Vorkehrungen zu ihrem künftigen Leben, die Besprechungen ihrer Einrichtung bestärkte beide in ihren Hoffnungen.

Gottlieb fand in der Nähe des Rothenburger Tores eine passende Stube. Die Straße war zwar schmal, aber die Häuser waren niedrig, so daß die Sonne frei hineinscheinen konnte bis der Schatten des altertümlichen Rothenburger Tores der Nacht seinen dunklen Arm entgegenstreckte.

Am Neujahrstage führte er Marie in ihre neue Heimat ein. Er holte sie aber nicht aus dem Dorfe ab, sondern erwartete sie auf der Brücke, welche vor dem Rothenburger Tor über den Fluß führte. Marie kam in ihren Sonntagskleidern, ein Bündelchen in der Hand, welches ihre wenigen Habseligkeiten enthielt. Als sie mit Gottlieb in die Stube

Frat, begannen die Glocken der Pfarrkirche den Vormittags-Gottesdienst einzuläuten. Sie reicheten sich die Hände und hielten sie fest mit tiefem Blick, während die Glocken förtläuteten. Das war ihre eheliche Einsegnung.

7.

Der eigene Herd.

Kein anderer Geselle konnte sich einer so traulichen Heimat rühmen, wie Gottlieb. Marie lebte nur für ihn, und sie hatte eine so geräuschlose Art, ihre Geschäfte abzutun, die Stube war stets so sauber und ordentlich, kein Stäubchen auf den dürrtigen Möbeln, und in den Geschirren, in den Fenster-scheiben konnte man sich spiegeln.

„Es braucht sich kein Fürst zu schämen, zu uns zu kommen,“ äußerte Gottlieb zuweilen, indem er sich mit glänzenden Augen innerhalb seiner vier Wände umsah.

„Ich würde mich auch vor keinem Fürsten so schämen, wie vor Dir, wenn Du was nicht ordentlich fändest,“ entgegnete sie.

Sie waren glücklich.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Wunder der Mammuthöhle.

Von Fred Hood.

Wer einmal die Dechenhöhle, eine der prachtvollsten Tropfsteinhöhlen bei Merohn, die Baumannshöhle im Harz oder auch eine andere große Tropfsteinhöhle zu sehen Gelegenheit fand, der wird ganz entzückt von all den Werken gewesen sein, die hier allein das rieselnde Wasser und seine zufälligen Einwirkungen auf das Gestein hervorgerufen haben. In Wahrheit ist kein Fels so hart, daß er nicht der Wirkung des Wassers unterliegen sollte — nur etwas Zeit gehört dazu. Aber was sind Jahrhunderte und Jahrtausende für die Existenz der Welten!

Indessen die Dechenhöhle ist ein Spielzeug gegenüber der ungeheuren Mammuthöhle in Kentucky; sie verhält sich zur Dechenhöhle etwa wie die Niagarafälle zum Rheinfall bei Schaffhausen. Nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Jahren gehörten dazu, diese riesigen Schluchten, weiten Hallen und hohen Kruppeln aus dem Felsgestein herauszuarbeiten, und alle diese weitverzweigten Räume stehen miteinander in Verbindung, so daß die Höhle eine Gesamtlängenausdehnung von 320 Kilometer aufweist. Man bedenke: Dreihundertzwanzig Kilometer unter der Erde! Auf geebneten Wegen, d. h. auf der Erdoberfläche, würde man etwa 66 Stunden brauchen, um diesen Weg zurückzulegen. Aber hier tief unter der Erde, auf diesen steil auf- und abwärtssteigenden Wegen, würde man natürlich viele Tage aufwenden, um alle Gänge zu durchwandern und den ganzen Wechsel dieses großartigen Naturschauspiels zu genießen.

Die Mammuthöhle ist jetzt etwa hundert Jahre bekannt. Sie wurde im Jahre 1809 entdeckt, aber erst nach und nach erschlossen. Ein Jäger Hutchins soll bei Verfolgung eines verwundeten Bären, der sein Lager aufsuchte, entdeckt haben. Vielleicht ist das nur eine Sage; denn obwohl ihre Entdeckung als ein wissenschaftliches Ereignis ersten Ranges gefeiert wurde, erfolgte die Erforschung der Höhle zunächst nur zu industriellen Zwecken. Man brauchte Salpeter zur Herstellung von Schießpulver, und die Salpetergräber waren auch tatsächlich die ersten, die verlässliche Kunde über die Riesengänge dieses neuen Weltwunders verbreiteten. Diese Berichte schienen so phantastisch und märchenhaft, daß zunächst niemand daran glauben wollte, bis dann die Wissenschaft sich eingehend mit der Erforschung der Höhle in allen ihren Teilen befaßte und die Berichte der Bergleute durchaus bestätigte.

Die Höhle ist in ihrer ganzen Schönheit erhalten geblieben — nur hier und da haben Vandalenhände die Grotten und Hallen ihres schimmernden Schmuckes beraubt. Aber noch stürzen die Quellen aus düsteren Schluchten hervor, noch verschwinden die Ströme in der undurchdringlichen Nacht der tiefen Schluchten. Vereinzelt findet man Spuren, die darauf hinweisen, daß Indianer diese Höhle lange vor der Entdeckung durch Weiße gekannt und das Echo dieser erhabenen Hallen geweckt hatten. Nicht Menschenhand hat bei dem Bau dieser grandiosen Hallen mitgewirkt — nur einige gefährliche Punkte sind durch Mauerwerk oder Stützen gesichert worden; einige Brücken überspannen die Flüsse, einige Treppen führen zu den unwegsamen Felsen, die sonst nicht erreichbar wären.

Höchst mannigfacher Art sind die Kristallformen in den verschiedenen Räumen der Höhle — sie bedecken die Wände und Gewölbe, hängen in riesigen Zapfen von den Decken herab oder steigen säulenförmig vom Boden empor. In der sogenannten Feengrotte und in der Gotischen Galerie sowie in einigen kilometerweit vom Eingange entfernten Gängen trifft man auf riesengroße Stalaktiten und massige Stalagmiten, deren Bildung wahrscheinlich Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung begonnen hat. Als

Stalaktiten pflügt man die frei herabhängenden Zapfen zu bezeichnen, während man unter Stalagmiten die kegelförmigen Gebilde versteht, die vom Boden emporwachsen. In einer Halle ist das Gestein von wunderbarer traubenförmiger Gestalt, weshalb der Raum als „Martha Weinberg“ bezeichnet wird. Martha ist nämlich eine der populärsten Gestalten in Amerika — es ist immer Martha Washington gemeint. Weit hinten in der Kristall-Avenue bilden ganz feine, nadelförmige Gipskristalle phantastische Riesenschlumen und Schnörkel. Bei jeder Erschütterung oder lautem Geräusch, ja sogar bei lautem Ruf, der zur Bedung des Echos die Hallen durchdringt, fallen diese wunderbaren Kristalle geräuschlos wie Schneeflocken herab. Sie bilden sich immer neu, aber niemand weiß, wie sie entstehen — obwohl natürlich bekannt ist, daß die Kristalle aus dem Kalk gebildet werden, welchen das durch die Adern des Gesteins rinnende Tagewasser mit sich fortnimmt.

Vielleicht noch ein höheres Interesse als diese toten Gebilde können die Lebewesen beanspruchen, die in diesen schwarzen Höhlen haufen. Die Ufer eines unterirdischen Flusses, des Echo River, und die glatten Wände einer Halle, die als Gorins-Dom bezeichnet wird, sind dicht mit Muscheln und Korallen besät. Alle Insekten, wie Käfer, Heimgen, Milben, Räden usw., sind hier blind; ebenso die Fische, Krustentiere und Blutegel. Wozu sollten sie auch Augen haben? Sie würden hier doch nichts sehen. Es gibt hier eine weiße Art von Blutegeln, die allein in einem einzigen Bache vorkommen. Und die Pilze, die hier in dieser ewigen Nacht aufschließen, sind auch schneeweiß.

Eines der größten Wunder dieser Höhle bildet der Echo River, den ich bereits erwähnt habe. Dieser Fluß bildet bisweilen eine ganz schmale Wasserader; dann wieder füllt er zuzeiten die ganze „River-Hall“ (d. i. die Halle, welche er durchströmt). Dann überflutet er vollkommen das „tote Meer“ und den „Sty“, die Teile seines Laufes bilden. Boote befahren eine kleine Strecke dieses Flusses; denn der größte Teil desselben ist überhaupt unzugänglich. Man fährt unter einer niedrigen Wölbung hindurch, dann tritt die Decke weit zurück, und man befindet sich in einer ungeheuren überwölbten Halle. Ganz wunderbar ist das Echo der River-Hall. Fast der ganze Fluß ist ein riesiger Schallbrecher; seine erhabene Wölbung, die Seitengänge und Felspalten, die zerklüfteten Ufer werfen auch den gartesten Ton tausendfach zurück, ganz harmonisch und weich ausklingend.

Tief im Innern der Höhle findet man zahlreiche interessante und phantastische, von der Laune der Natur gebildete Gruppen, die man mit einiger Phantasie als Statuen oder Gegenstände mannigfacher Art zu erkennen vermag. Der Volksmund hat denn auch diese Gebilde mit entsprechenden Bezeichnungen belegt. Besonders reich an großen, schönen Stalaktiten ist die „Gotische Galerie“. Hier findet man Cäsar und Pompejus, die Säule des Herkules, den Eichbaum, das Brautgemach, die Elefantenköpfe und die Wespennester. Am Ende ist sie durch eine große Masse von Sandsteintrümmern vollständig geschlossen. Doch weist sie in der Seitenwand, fünfzig Fuß tiefer, einen schmalen Gang auf, der weiter in die Wunderhöhle hineinführt. Es folgen hier das „Kühlfäß“, „Vulkans Schmiede“, „Napoleons Dom“, „Annettas Dom“ und verschiedene neu entdeckte Hallen. Der Schall stürzenden Wassers verrät, daß hier die Tropfsteinbildung noch in vollem Gange ist. Neben den garten, zielichen Gebilden aus zerbrechlichem Kalkstein findet man hier auch zahlreiche Fossilien, Zeugen einer untergegangenen Welt, die uns nur ihre winzigen Abkömmlinge hinterlassen hat.

Auch an aufstichigen Merkwürdigkeiten ist die Höhle reich. An vielen Stellen der wunderbar gebundenen Gänge, die man Sparks Avenue und Benico Avenue genannt hat, hört der Tourist den Hall von Tritten und lieblich abgetönte Menschenstimmen aus der Tiefe heraufdringen. Diese Stellen sind Kreuzungen unserer eigenen Weges, der nun unter uns liegt, und was wir hier vernehmen, sind die Schritte und Stimmen anderer, die sich noch in den Räumen unter uns befinden. An einer Stelle der Benico Avenue steht man über einer weiten Halle, die beim Angehen eines bestimmten Tones als ein riesiger Resonanzboden wirkt und die Schwingungen der Menschenstimmen tausendfach verstärkt in harmonischem Klange aufnimmt. Auf dem Höhepunkt der Schwingungen fühlt man sogar den Boden unter den Füßen beben.

Ueberwältigend auf den Beschauer wirken namentlich die erhabenen Hallen, die tiefen Abgründe, die ungeheuren Wölbungen, die der Menschenhand zu spotten scheinen. Gorins Dom ist eine dieser großartigen Hallen. Man tritt nicht den Boden des Doms, sondern man blickt unterhalb der Wölbung durch die natürliche, freisrunde Oeffnung in einer Seitenwand. Die Führer beleuchten den Dom von einem noch höheren Punkte aus, und die Wirkung der strahlenden Lichter, deren Schein auf die gegenüberliegenden Wände fällt, ist ganz frappierend; sie sind von zahllosen tiefen, phantastischen Falten und Riefen durchzogen und schimmern wie Alabaster. In dem riesigen Raume, der sich jenseits der beleuchteten Flächen in unbestimmtes Dunkel verliert, brausen die Wasserfälle, plätschern die kleinen Kasuben. Weit unten rinnt unsichtbar der Echo-River, und wenn man vom hohen Standpunkte aus kleine Steine in ihn hinabfallen läßt, dann weckt er unzählige Töne, die von den Wänden zurückhallen.

Nicht weit davon befindet sich der „Bodenlose Schlund“ — so bezeichnet wegen seiner unergründlichen Tiefe. Lage Jahre ver-hundertete dieser gewaltige Schlund das weitere Vordringen in dieser

Richtung, bis Bishop unter großer Gefahr den Schlund auf einem Cedernstamme überschritt.

Die größte und imposanteste aller Hallen, die den Besuchern gezeigt werden, ist der Mammut-Dom, der eine Höhe von 280 Fuß aufweist. Man sieht hier die sogenannten „Ruinen von Karnak“ — Riesen Säulen — scheinbar Kunstleistungen eines längst untergegangenen großen Volkes, das die Phantasie in diese Unterwelt versetzen mag.

Eine dichterische Phantasie wird leicht diese unermesslichen Hallen, diese tiefdunklen Abgründe mit Geschöpfen einer andern Welt beleben — denn es ist in der Tat eine andere Welt, in welche das Menschenauge hier hineinblickt. Das Lampenlicht, das die Berwegenheit der Menschen hereinträgt, weckt in der ewigen Finsternis die geisterhaften Geschöpfe. Die Schatten auf den Wänden beginnen zu leben und zaubern uns Szenen aus Dantes „Hölle“ vor. Finsternis und Stille werden berebt. Das tropfende Wasser, die aus unbekannter Quelle weither tönenden Stimmen fingen ein geheimnisvolles Lied von der belebten Einsamkeit, den schöpferischen Naturgewalten, die wir empfinden und doch nicht fassen können.

Kleines feuilleton.

Käfergruben. In gutgepflegten Forsten trifft man am Rande von jungen Schonungen, sogenannten Kulturen, nicht selten eigentümliche Gräben an. Nur etwa fußbreit und fußtief, ziehen sie sich um die ganze Lichtung herum. In Entfernungen von wenigen Metern zeigen diese Gräben viereckig ausgestochene Vertiefungen. Sieht man sich diese Vertiefungen genauer an, so findet man sie in der gegenwärtigen Jahreszeit sehr belebt. Lauffläser verschiedener Arten, Rüsselkäfer und viele andere Insekten, selbst Raupen und Larven sitzen hier in der Falle. Denn diese Gräben sind Käfergräben, die den Zweck haben, das ahnungslose Kleingetier, das sich aus dem angrenzenden Walde auf den Weg zur jungen Schonung machen will, um hier die jungen Knospen abzufressen, zu Fall zu bringen. Die steilen sandigen Wände kommen die meist schwerfälligen Käferarten, um die es sich hier handelt, nicht mehr in die Höhe, sie gleiten immer wieder herunter, wandern die Gräben entlang und fallen schließlich in die erwähnten Vertiefungen, wo sie ihren Feinden zum Opfer fallen oder schließlich verhungern. Besonders sind es ziemlich große, braune Rüsselkäfer, die der Forstmann auf diese Weise zu vernichten sucht und die auch stets zahlreich in den Gräben zu finden sind. Viele andere Arten, die vielleicht sogar nützliche Bewohner des Waldes sind, kommen in den Gräben allerdings ebenfalls um und nur leichter beschwingten Insekten gelingt die Befreiung. Die Käfergruben gehören nebst den Leimringen an den Bäumen zu den wenigen äußerlich sichtbaren Einrichtungen, die der Mensch zum Schutze des Waldes anbringt. Gegen die Borkenkäfer, nächst der Ratte die schlimmsten Feinde des Nadelwaldes, helfen diese Mittel freilich nicht. Ihnen sucht man durch die Beseitigung und Vernichtung alles toten Holzes im Walde zu begegnen, der niedergeschlagenen oder durch Windbruch gestürzten Bäume und durch die Ausrodung der Wurzelstöcke, weil in diesem toten Holze die schädlichen Käfer günstige Brutstätten finden, die ihre Vermehrung begünstigen. So muß ständig aufmerksame Arbeit angewandt werden, um den Wald vor seinen Feinden zu retten. Gegen den schlimmsten, die Parzellierung, ist freilich noch kein Mittel erfinden worden.

Physiologisches.

Herzvergrößerung durch Radfahren. Die Schädigung des Herzens durch übermäßiges Radfahren ist eine feststehende Tatsache, und wenn sich die klinischen Untersuchungen immer noch mit Vorliebe mit dieser Materie beschäftigen, so geschieht es bloß, um das Maß und den Umfang dieser Schädigung genauer festzustellen. In einem Aufsatze über Herzvergrößerung im Kindesalter betont Dr. Hochsinger in Wien, daß man schon bei Kindern von einem Sportherz sprechen könne. Er fand dies bei Kindern zwischen dem 10. und 14. Lebensjahre, welche andauernd dem Radfahrersport gehuldt und insbesondere die Bergfahrten forciert hatten. Wenn das Radfahren rechtzeitig eingestellt wird, dann kann sich bei diesen Kindern die Herzgröße wieder ausgleichen. Recht interessante Untersuchungen veröffentlicht Stabsarzt Dr. Schieffer welche er in der Giechener Klinik anstellte. Er untersuchte die Herzen einer großen Anzahl Soldaten, welche früher Radfahrer gewesen und verglich sie mit den Soldaten, welche diesen Sport nicht getrieben, wobei für die Feststellung durchweg die Durchleuchtung mit dem Röntgenapparat benutzt wurde. Es waren durchweg gesunde Männer, bei welchen aus anderen Ursachen entstandene Herzstörungen ausgeschlossen waren, die meisten der Untersuchten waren Rekruten im ersten Dienstjahre. Sämtliche Untersuchten wurden in drei Klassen eingeteilt, die erste Klasse bildeten diejenigen, welche länger als drei Jahre eifrig dem Sport gehuldt hatten, die zweite Klasse diejenigen, welche ein bis drei Jahre gefahren, die dritte Klasse diejenigen, welche einige Monate das Rad benutzt hatten. Die wichtigsten Resultate der Untersuchungen sind nun folgende: Die Herzen der Radfahrer waren immer im allgemeinen größer, wie die sonstigen Herzen. Die Soldaten, die nicht Rad fuhren, obwohl sie körperlich sehr angestrengt sind, wiesen keine Herzvergrößerung auf. Bei den Leuten, die

nur einen bis drei Monate gefahren, fehlt die Herzvergrößerung, bei denjenigen, die ein bis drei Jahre gefahren, überschreitet das Herz den Durchschnitt bezüglich seiner Größe. Dagegen weisen die Radfahrer, welche länger als drei Jahre geradelt, durchweg eine Herzvergrößerung auf. Das Herz nimmt demnach genau im Verhältnis zur Dauer des Radfahrens an Größe zu. Diejenigen Rekruten, welche früher zwar anstrengende körperliche Arbeit geleistet, aber nicht Radfahrer gewesen waren, wiesen kleinere Herzen auf wie die Radfahrer, selbst wenn ihr Beruf ein körperlich wenig anstrengender war. Die Herzvergrößerung tritt bei den Radfahrern offenbar ganz allmählich ein.

Astronomisches.

Die größten bekannten Geschwindigkeiten bewegter Massen im Weltraum. Gelegentlich der „südlichen Durchmusterung“ der Fixsterne (der südlichen Himmelsphäre), die Professor Kapteyn in Groningen auf Grund der Ausmessung von auf der Kapteynwarte erhaltenen photographischen Aufnahmen durchgeführt hat, fand er einen orangegelben schwachen Stern 8. Größe, dessen Eigenbewegung 8,7 Vogenselunden beträgt und damit die größten bisher beobachteten Eigenbewegungen an Sternen übertrifft. Bis dahin war der Stern Groombridge mit 7" derjenige mit der größten beobachteten Eigenbewegung, und die ist schon so groß, daß man die Ortsbewegung dieser Sterne in 10 bis 20 Jahren schon mit dem bloßen Auge erkennen würde, wenn sie überhaupt hell genug wären, um mit bloßem Auge gesehen werden zu können. Bei der geringen Helligkeit dieser Sterne ist es nicht wahrscheinlich, daß sie uns sehr nahe sind, so daß ihre Geschwindigkeiten, mit denen sie den Weltraum durchheilen, ungeheure sein müssen. Bei dem Sterne Groombridge beträgt diese Geschwindigkeit etwa 300 Kilometer in der Sekunde! Es mag daran erinnert werden, daß die größten Geschwindigkeiten, die wir auf der Erde künstlich erzeugen können, diejenige von Büchsen- und Kanonengeschossen, im Höchstfalle 1 Kilometer in der Sekunde erreichen. Eine Vorstellung von diesen Geschwindigkeiten fällt außerhalb des Bereiches unserer Fassungskraft. Noch schwieriger aber wird die Sache, wenn wir fragen, welche Ursachen wirksam gewesen sein müssen, um derartigen Massen die genannten Geschwindigkeiten zu erteilen.

Aus dem Tierreiche.

Ruhvogel oder Schädling? Wenn man in den verschiedenen einschlägigen Werken die Listen der schädlichen und nützlichen Tiere vergleicht, wird man in zahlreichen Fällen erheblichen Meinungsverschiedenheiten begegnen. Gar manches Tier, das in der einen Aufstellung unter der Rubrik „nützliche Tiere“ aufgeführt wird, trägt in einer anderen ein böses Kreuz oder ist doch wenigstens durch ein Fragezeichen als unsicherer Kantonist gekennzeichnet. Zu diesen Tieren, deren Nutzen für den Menschen noch manchem Zweifel begegnet, gehören unter unsern heimischen Vögeln besonders Amseln, Kreuzschnäbel, Dohlen, Gimpel, Störche usw. Ja selbst über die Spechte kann man bisweilen recht verschiedene Ausprüche hören. Während die meisten zoologischen Schriftsteller die Spechte im allgemeinen für überwiegend nützbringende Vögel halten, tragen ihnen viele Forstleute noch immer ein gewisses Mißtrauen entgegen. Sie können ihnen die tiefen Löcher, welche von den geschäftigen Tieren in so manche Bäume des Revieres geschlagen werden, nicht vergessen. In einem interessanten Aufsatze in den Verhandlungen der Ornithologischen Gesellschaft in Bayern beschäftigt sich neuerdings W. Leisewitz in ausführlicher Weise mit der wirtschaftlichen Bedeutung der Spechte und kommt dabei, um das gleich hier vorweg zu sagen, zu einer glänzenden Ehrenerklärung für die so ungerechtere Weise verachteten Tiere.

Der Hauptvorwurf, der in der Regel gegen unseren Meister Zimmermann erhoben wird, besteht darin, daß er durchaus nicht etwa ein reiner Fleischfresser sei, sondern neben Insekten auch große Mengen Samen von Kiefern, Fichten und anderen Nadelbäumen vertilge. Die Veredlung dieser Anklage läßt sich nicht schlechtthin in Abrede stellen. In der Tat kann man nur zu häufig beobachten, wie die Spechte Nadelholzzapfen zwischen eine Astgabel oder in ein Baumloch einstemmen, mit raschen Schnabelhieben die Schuppen lösen und mit großem Appetit und noch größerer Ausdauer die Samenkörner verzehren. Ein Schaden liegt hier, das gibt auch unser Gewächsmann zu, zweifellos vor, aber bei der ungeheuren Masse der produzierten Samen wird er in den meisten Forstbeständen kaum in Betracht kommen. Seit langem ist es auch bekannt, daß unser Vogel an manchen Bäumen die Rinde von Zeit zu Zeit immer wieder an der nämlichen Stelle anpickt, so daß durch die Ueberwallungsvorgänge allmählich große, ringförmige Wülste am Stamme entstehen, die man namentlich an Kiefern häufig beobachten kann. Die Absicht, welche diesem fraglos als schädlich zu bezeichnenden Vorgehen der Spechte zugrunde liegt, ist die Erlangung des Baumsaftes. Dann kann es auch nicht wohl bestritten werden, daß die Spechte sich bisweilen an kerngesunden Bäumen zu schaffen machen, scheinbar ohne Grund wie im Spiele die Rinde zersehen und dadurch die betreffenden Stämme in ihrer Entwicklung schädigen. Endlich kommen wir zu der augenfälligsten und allem Anscheine nach verderblichsten Tätigkeit der Vogel-Zimmerleute, ich meine die Verfertigung großer oder kleiner Höhlen in den Baumstämmen. Wie aber die

übereinstimmenden Untersuchungen der meisten Fachleute gezeigt haben, werden die Höhlungen in der Regel nur in kranken Stämmen angelegt, die für technische Verwertung auch sonst kaum noch in Betracht kämen und höchstens Brennholz liefern. Nur ausnahmsweise findet man mal ein Spechtloch in einem gesunden Baum. Der geringe Schaden, welcher auf diese Weise von den Tieren angerichtet werden mag, wird aber tausendfältig ausgeglichen durch die Schaffung von geeigneten Nist- und Versteckmöglichkeiten für Gänse, Meisen und andere Höhlenbrüter, deren Tätigkeit der Forstwitz nicht gut entbehren kann. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Zahl dieser Vögel im Verlaufe der letzten Jahrzehnte erheblich abgenommen hat. Der Grund ist zum großen Teil wohl darin zu suchen, daß infolge der intensiveren Forstwirtschaft alle überflüssigen und schadhaften Bäume beseitigt und dadurch den Tieren ihre Nistplätze geraubt werden. Um so höher muß man daher in dieser Hinsicht die Arbeit der Spechte anschlagen, die nach Kräften diesem Uebel, wenn auch unbedeutend, entgegenwirken.

Aber auch unmittelbar als Insektenvertilger leisten die Spechte bedeutendes und machen dadurch allein den geringen Schaden, den sie etwa auf anderem Wege stiften, reichlich wett. Allerdings kann auch die Insektenjagd der Spechte bisweilen schädlich werden, da sie sich mitunter auch gegen manche für den Forstmann nützlichen Ameisenarten richtet. So kann man zuweilen sehen, wie ein Spechtpärchen einen Ameisenhügel von Grund auf durchwühlt und zerstört, um zu dem ersehnten Leckerbissen, den Larven und Puppen zu gelangen. Auch bei der Jagd auf holzzerstörerische und das Innere der Stämme bewohnende Ameisen oder bei der Suche nach den Larven von Bockkäfern und verschiedenen holzbohrenden Schmetterlingsraupen vergrößern die Spechte oft durch ihre Arbeit noch die Zerstörung an den betreffenden Stämmen. Andererseits machen sie freilich auch den Forstmann frühzeitig auf derartige Bäume aufmerksam, ehe die innerliche Zerstörung den ganzen Baum vernichtet hat. Bedeutender Nutzen wird besonders von den Spechten durch eifrige und massenhafte Vertilgung zahlreicher Borsten- und Nesselkäfer geleistet, die zu den gefährlichsten Feinden unserer Wäldchen gehören. Es ist hochinteressant zu beobachten, in welcher Weise die Spechte bei der Verfolgung der unter der Rinde hausenden und hier ihre Gänge und Brutkammern anlegenden Insekten verfahren. Zuerst wird die Rinde äußerlich mit ganz leichten Schnabelhieben bespitzt, um durch den Ton den Verlauf der Gänge festzustellen. Haben die Tiere endlich einen Larvengang entdeckt und auch herausgefunden, an welcher Stelle sich die Larven und Puppen usw. befinden, dann wird rasch und mit großer Kraft die Rinde völlig durchschlagen und mit Hilfe der langen, an der Spitze mit feinen Widerhaken versehenen Zunge die Beute hervorgezogen. Eine Betrachtung der Larvengänge und der äußeren Rinde mit den Spuren der Schnabelhiebe zeigt, daß die Spechte beim Auffuchen der Larvenkammern große Sicherheit betunden und nur selten vergeblich die Rinde bis zum Splint durchschlagen. Endlich darf es nicht vergessen werden, daß auch der verderbliche Fichtenbastkäfer, *Hylesinus micans*, der mit besonderer Vorliebe kerngunde Stämme befallt, in dem Specht seinen gefährlichsten und eifrigsten Feind hat. Alles in allem, meint unser Gewährsmann, und wir können ihm darin nur zustimmen, übersteigt der Nutzen, den die Spechte leisten, weit den von ihnen angerichteten Schaden. Man sollte sie daher nicht verfolgen, sondern viel eher nach Möglichkeit schonen und pflegen. —

Technisches.

Eine Riesenuhr, die wegen ihrer ungewöhnlichen Verhältnisse die Aufmerksamkeit weiter Kreise der Technik auf sich gelenkt hat, ist jüngst an dem Uhrurm der Basilika von St. Germain in Brance an der normannischen Küste aufgestellt worden. Sie soll die größte Uhr sein, die Frankreich überhaupt besitzt oder je besessen hat, und faßt fünf Werke, nämlich ein Regulierwerk und vier Schlagwerke. Durch Vermittelung von hohlen Stahlstangen, die eine Länge von 38 Meter besitzen, setzt sie sieben Zifferblätter in Bewegung, von denen sich vier von 1½ Meter Durchmesser an der Außenseite des Turms und drei kleinere im Innern befinden. Das Regulierwerk bringt gleichzeitig ein großes Bronzerad von mehr als einem Meter Durchmesser in Umlauf, das 96 Spitzen trägt, deren jede einer Viertelstunde entspricht und mit deren Hilfe die verschiedenen Schlagwerke selbsttätig ausgelöst werden. Von diesen dient eins für die vollen Stunden, eins für die Viertelstunden und 2 für die verschiedenen Glockenspiele. Mit der ersten Viertelstunde erklingen nur die ersten 5 Noten des Kirchengesanges „Inviolata“, bei der halben Stunde weiter 8 Noten, auf Dreiviertel weitere 11 Noten und mit der vollen Stunde der ganze Text „Inviolata integra et casta es Maria“. Um Mittag und 7 Uhr abends wird diese Melodie automatisch durch andere ersetzt, die mit der Jahreszeit gewechselt werden. Von den einzelnen Teilen der Riesenuhr teilt „English Mechanic“ außerdem mit, daß die Stunden durch einen Hammer von 100 Kilogramm auf einer Glocke von 6454 Kilogramm Gewicht geschlagen werden. Das Glockenspiel besteht außerdem aus 22 Glocken in chromatischer Tonleiter, die zwischen 33 und 2230 Kilogramm wiegen. Eine besondere Eigenschaft des Glockenspiels liegt darin, daß die Melodien ebenso leicht gewechselt werden können wie bei einem Phonographen. Das Gewicht des ganzen Uhrwerks wird auf 2000 Kilogramm angegeben.

Humoristisches.

— Modernisierung. Also der neue Schah hat seinen Harem aufgelassen und eine Konstitution gegeben. . . .

Ja, die Unterröde kommen auf die Regierungsbank und die Gemüchen, wie anderswo, auf die rechte Seite des Parlamentis.

— Die letzte Hoffnung. Na, Nieslerbauer, wem hast dem Du Dei' Stimm' geb'n bei den Wahl'n?

I' hab' uniern Hochwürdn' g'wählt!

Was, den Hepplassen? Aber, Niesler, Du bist doch sonst la' Muder und Duder! Bia kunnst denn auf amol auf solche Sachen?

Ja, waßt, der Pfaff steck mir z'viel bei meiner Alten und da hab' i' ihn halt für a Zeitlang aus'n Ort wegbringen woll'n!

— Der Bildungsfeind. Blöde Leut', jekt bin i — ohne Bildung — Gemeinderat, Sekretär, Zeitungsherausgeber und Landesausschuß word'n — warum soll i' a Freund von der Bildung sein? („Neue Blätter“, Wien.)

Notizen.

— Im Kunstgewerbemuseum ist eine Sonderausstellung moderner deutscher Steinzeug- und Töpferwaren eröffnet, die von dreißig Werkstätten, Künstlern und Fachschulen besichtigt ist. Die Ausstellung wird acht Wochen dauern.

— Felix Mottls Entlassungsgesuch ist nicht genehmigt worden. Mottl wird zunächst bis zum Ablauf seines Kontrahes (1910) die Münchener Oper weiter dirigieren. Die Wiener müssen sich also nach einem anderen Erjay für Mahler umsehen.

— Das konfiszierte Wien. Die Wiener „Arbeiterzeitung“ schreibt: Dienstag um 11 Uhr vormittags ist Herr Podak, der Staatsanwalt, auf den die Ueberwachung der Wiener Presse gekommen ist, um seine Bestimmung gekommen und hat die „Arbeiterzeitung“ konfisziert. Offenbar meint der Herr Staatsanwalt nun, nachdem er Bahrs Buch konfisziert hat, auch jede Erwähnung desselben unterdrücken zu dürfen. Aber es kann dafür gesorgt werden, daß auch das Buch seinen Händen entwunden wird. Wir werden gegen die lächerliche Konfiskation die strafprozessualen Schritte nicht unterlassen.

— „Notwendige Volkserziehung“. Der Nationalausschuß des Deutschen Schillerbundes erläßt einen Aufruf an das deutsche Volk, in dem es u. a. heißt:

„In Weimar, der Goethe-Schillerstadt, hat sich am 30. September 1906 der Deutsche Schillerbund gebildet, der am Weimarschen Hoftheater alljährlich Festspiele für die deutsche Jugend beider Geschlechter, im besonderen für die reiferen Schüler aller höheren Lehranstalten Deutschlands veranstalten will. Die Festspiele sollen in sechs Wochenzyklen von Meisterwerken der deutschen und der Weltliteratur bestehen und während der großen Ferien jedes Jahres etwa fünftausend Teilnehmern umsonst zugänglich gemacht werden. Nebenher soll der Besuch der zahlreichen geweihten Stätten Weimars, der Lustschlösser seiner Umgebung, der durch geschichtliche Bedeutung und Naturschönheiten berühmten Orte Thüringens, wie der Wartburg, Jenas usw. gehen, so daß die Schülereinfahrt nach Weimar für jeden Teilnehmer ein unvergeßliches großes Erlebnis und eine dauernde Bereicherung seines geistigen Lebens bedeuten würde. Um das nationale Unternehmen zu ermöglichen, müssen sich vierzigtausend Deutsche im Reiche und auswärts finden, die mit dem Mindestbeitrag von 1 M. dem Deutschen Schillerbunde beitreten.“

Die Weimarer Festspiele für die deutsche Jugend sind kein Luxus, sondern notwendige und, wie wir zuversichtlich hoffen, segensreiche Volkserziehung.“

Die hohe erzieherische und kulturelle Bedeutung, die eine solche Veranstaltung für die heranreifende Jugend besitzen kann, ist unbestreitbar. Aber was für ein klägliches Zeugnis stellt der Deutsche Schillerbund unserer gepriesenen Kultur aus, die eine — man sollte meinen — so selbstverständliche Angelegenheit nur auf dem Wege der privaten Wohltätigkeit zu lösen vermag, — wenn es überhaupt dazu kommen sollte. Und zweitens was für ein sinnfälliger Beweis für den Klassencharakter unserer ganzen Bildung ist dieser Aufruf! Die „notwendige und segensreiche Volkserziehung“ soll sich auf die Schüler der höheren Lehranstalten erstrecken. Das Volk mag sehen, wie es allein nach Weimar und zu unseren Klassikern komme. Es braucht auch keine Jugendeindrücke, die für das ganze Leben eine wertvolle Bereicherung bedeuten.

— Ein amerikanisches Bayreuth will die Sängerin Lillian Nordica am Hudson errichten. In einem nach Bayreuther Muster erbauten Festspielhause sollen Wagners Opern und Shakespeares Dramen aufgeführt werden. Die Parasiten der Kultur können also in Zukunft ihre segensreiche Tätigkeit auf beiden Hemisphären entfalten und die Berherrlicher der kapitalistischen Kunstblüte können dann den Wagnerindes um ein Prozentchen erhöhen.